Generation Gibtsnicht Fortsetzung von S. 65

ten gefragt, aber nicht, welche Werte sie in die Zukunft mitnehmen möchten«, sagt Patricia Wratil, die für das WZB die Untersuchung betreut. »Daher kann es leicht zu Fehlinterpretationen kommen. Man meint, die Einstellungen würden sich ein Leben lang nicht ändern und das Gesicht einer neuen Gesellschaft prägen.« Das aber ignoriere die großen Unterschiede nach Bildung, Einkommen und Freundeskreisen.

Die Deutschen unterscheiden sich nicht nach ihrem Alter. Sondern eben nach Bildung, Einkommen und Freundeskreis. Das ist das dritte Ergebnis der Studie.

Je höher die Bildung, desto unwichtiger sind den Betroffenen feste Arbeitszeiten. Nur 42 Prozent der Uni-Absolventen legen darauf Wert. Bei Menschen, die nur einen Haupt- oder Realschulabschluss oder gar keinen Abschluss haben, sind es 70 Prozent.

Genauso stark bestimmt das Einkommen die Weltsicht. Etwa bei der Frage, ob es wichtig ist, über Politik und Kultur informiert zu sein. Arme Haushalte stimmen zu 55 Prozent zu. Wohlhabende Haushalte zu 76 Prozent. Zukünftigen Generationen würden 71 Prozent der Armen und 83 Prozent der Reichen nahelegen, sich zu informieren.

Und wessen Freundeskreis sich nach Alter, Nationalität, Einkommen und sexueller Orientierung unterscheidet, der ist offener dafür, neue Dinge auszuprobieren.

Das Muster zieht sich durch die Fragen. Die Gräben verlaufen nicht zwischen Jung und Alt. Sie verlaufen zwischen sozialen Klassen. Sie spalten die Jugend. Sie zerstören die Jugend. Empört euch!, riefen die Alten den Jungen in den vergangenen Jahren immer wieder zu. Die hören den Ruf nicht. Weil sie sich kaum um Politik scheren. Aber ein Land, dessen Jugend schwach ist, verliert seine Zukunft. Denn Jugend ist mehr als Rebellion, sie ist auch Erneuerung.

Ihre Spaltung beginnt in der Schule und wird verstärkt durch Gentrifizierung und eine zunehmend ungleiche Gesellschaft. Doch wo Kontakt fehlt, da fehlt Verständnis, bröckelt der Zusammenhalt. Die Risse zeigen sich überall. Im Kulturbereich, wo Millionen Menschen Schlager-CDs kaufen, deren Interpreten nur als Kuriosum im Feuilleton auftauchen. In der Politik, wo Hartz-IV-Gesetze von Menschen entworfen werden, die keine Armut fürchten müssen. Im Bildungsbereich, wo die wohlhabenden Hamburger Stadtviertel bei einer Volksabstimmung einst die Abschaffung des Gymnasiums verhinderten.

In der Vermächtnis-Studie zeigen sich diese Risse daran, dass die Menschen ähnliche Werte teilen, ihren Alltag aber unterschiedlich einschätzen. Ein Beispiel ist die Frage, ob man über Politik und Kultur informiert sein sollte. Hier nähern sich Arm und Reich bei der Empfehlung für künftige Generationen einander an. »Erstaunlich viele Menschen sagen ganz offen, dass sie selbst nicht so leben, wie sie das den kommenden Generationen empfehlen«, sagt WZB-Mitarbeiterin Patricia Wratil. »Viele können sich ein ›gutes Leben‹, etwa nachhaltige Lebensmittel, einfach nicht leisten, weil die zu teuer sind.«

Was macht es mit Menschen, wenn sie immer hinter den eigenen Erwartungen zurückbleiben? Was macht es mit einer Gesellschaft, wenn die Bevölkerung in verschiedenen Welten lebt? Was macht es mit einem Land, wenn die Jungen wie die Alten sind?

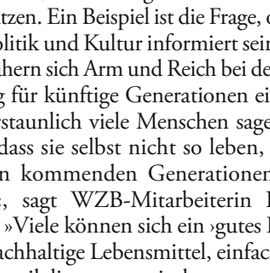
Zwei Bereiche, die bei der Vermächtnis-Studie große Zustimmung fanden, waren Nähe und Wir-Gefühl. Ob reich oder arm, gebildet oder ungebildet – alle sind dafür. Und alle verstehen darunter etwas anderes.

»Wir schaffen das«, verkündet Angela Merkel. »Das Wir gewinnt«, plakatiert die Aktion Mensch. »Wir sind das Volk«, brüllen die Pegida-Demonstranten.

Es wird Zeit für ein Wir-Gefühl für alle.

www.zeit.de/audio

Professors Praxis



Um meine Lektüre zu ordnen, markiere ich Bücher, die ich empfangen und gelesen habe, mit dem Zweiblaue-Häkchen-Lesezeichen

Stephan Porombka, 48, ist Professor für Texttheorie an der UdK Berlin. Mehr unter www.zeit.de/porombka

Bei uns geht es im Bett konservativer zu als 1968

Wie wichtig sind gemeinsame Mahlzeiten? Wer kümmert sich um die Kinder? Was bedeutet Arbeit? Woher kommt der Hass im Internet? Wir haben fünf Gäste aus verschiedenen Generationen zu Tisch gebeten und mit ihnen diskutiert

Alexa Hennig von Lange, 42, ist Autorin. Sie lebt mit ihrer Familie auf einem Bauernhof

Edzard Reuter, 88, war bis 1995 Chef von Daimler-Benz. Er hat eine Frau und zwei Kinder

Iris Berben, 65, ist Schauspielerin. Schon mit 20 bekam sie ein Kind

Cheng Loew, 29, ist ein YouTube-Star. Seine Videos haben im Monat drei Millionen Aufrufe

Lea-Sophie Cramer, 28, gründete den Online-Sexshop Amorelie. Sie ist Mutter eines Kindes

Foto (Ausschnitt): Oliver Mark für DIE ZEIT

DIE ZEIT: Frühstück ist fertig, greifen Sie zu!

Alexa Hennig von Lange: Danke schön. Darf ich jemandem was anbieten?

ZEIT: Wir starten heute mit einem Frühstück, weil unsere Vermächtnis-Studie ergeben hat, dass allen Generationen gemeinsame Mahlzeiten sehr wichtig sind. Frau von Lange, Sie haben fünf Kinder. Wie läuft der Morgen bei Ihnen ab?

Von Lange: Bei meinem ersten Kind habe ich noch versucht, sämtliche Rituale weiterzugeben, die ich von zu Hause kannte. Je mehr Kinder dazukamen, desto kniffliger wurde das. Mittlerweile sagen die großen Kinder zu den kleineren: Setz dich ordentlich hin. Oder: Iss auf, damit du groß und stark wirst.

Edzard Reuter: Das ist doch ein gutes Beispiel dafür, dass man so was aus der Gruppe heraus lernt. So geht das am besten!

ZEIT: Und wer kocht bei Ihnen den Kaffee, wer deckt den Esstisch?

Von Lange: In der Küche mache ich am liebsten alles allein, ich habe meine ganz spezielle Ordnung.

Iris Berben: Ja! Genauso will ich es auch.

Von Lange: Wenn mein Mann mit den Kindern Kuchen backt, verdünnisiere ich mich. Ich möchte ja niemandem den Spaß nehmen, nur weil ich anders mit Eiern umgehe als mein Mann.

Berben: Wie geht man denn mit Eiern um?

Von Lange: Ich habe von meiner Oma übernommen, die Hände zu waschen, wenn ich Eier angefasst habe. Wegen der ganzen Bakterien. Mein Mann kommt hingegen vom Bauernhof, da wurden die Eier mit dem Finger ausgestrichen, um auch noch das letzte Fitzelchen rauszuholen.

ZEIT: Aber am Esstisch sitzen Sie alle gemeinsam?

Von Lange: In der Fantasie finde ich das schön. Aber meine 17-jährige Tochter ernährt sich gerade ayurvedisch, mein großer Sohn liebt Tiefkühlpizza, die Kleinen bekommen ihre Spaghetti. Und sobald mein Mann und ich uns mal unterhalten, fliegt sowieso alles auseinander. Deshalb ist die gemeinsame Mahlzeit bei uns nicht überbewertet.

Berben: Mein Frühstück ist sehr weit weg von dem, was Alexa sagt. Ich werde morgens von meinem Fahrer abgeholt und fahre zum Dreh. Davor trinke ich nur einen Espresso. Ich bin übrigens auch gern allein, wenn ich drehe. Ich bitte dann meinen Partner, in seine Wohnung zu gehen. Wenn wir gemeinsam frühstücken, decke ich aber alles schön ein und lasse ihn nichts machen. Ich bin eine Despotin in der Küche. So!

ZEIT: Sie waren als Schülerin auf drei strengen Internaten und wurden von allen Schulen geschmissen. Haben Sie Widerstand gegen Tischregeln entwickelt?

Berben: Nein, die sind mir in Leib und Seele übergegangen. Der echte Bruch kam mit den 68ern, ich habe meiner Mutter nichts erspart, Drogen, mit 20 schwanger. Aber das hatte nichts mit Manieren zu tun. Die waren mir immer wichtig.

> In der Fantasie finde ich gemeinsame Mahlzeiten schön
>
> Alexa Hennig von Lange

ZEIT: Lea-Sophie Cramer, Sie haben vor vier Monaten ein Kind bekommen. Kommen Sie noch zum Essen?

Lea-Sophie Cramer: Es ist eine große Umstellung. Früher haben mein Freund und ich sehr egoistisch gelebt. Wir lieben unsere Arbeit und haben immer bis nachts gearbeitet, auch am Wochenende. Abends waren wir was essen, im Kühlschrank war nie mehr als Milch für den Kaffee. Jetzt ist da ein kleines Wesen, das ein paar Regelmäßigkeiten braucht.

ZEIT: Welche denn?

Cramer: Wir haben ein Au-pair-Mädchen, tagsüber kommt sie mit dem Kleinen mit in mein Büro. Um sieben mache ich Feierabend, so früh wie noch nie in meinem Leben. Dann essen wir zu Hause zusammen zu Abend, was für mich auch neu ist. Wir, das sind das Au-pair, das Baby und ich. Mein Freund ist Unternehmensberater, er ist unter der Woche häufig nicht da.

ZEIT: Wie reagiert Ihr Umfeld darauf?

Cramer: Meine Großmutter fragt mich oft: Bist du jetzt eine gute Hausfrau? Da sage ich: Nein, Omi, meinen Haushalt habe ich outgesourct. Ich erkläre dann immer noch mal, was das heißt: Um meinen Haushalt kümmern sich andere. Kochen konnte ich noch nie gut, aber trotzdem kann ich eine gute Mutter sein. Meine Kollegen finden es lässig, dass ich mit dem Baby ins Büro komme und nebenher die Meetings mache. Die wissen aber auch nicht, wie viel Aufwand das ist.

ZEIT: Warum arbeiten Sie gleich weiter?

Cramer: Ich würde eingehen und hätte schlechte Laune, wenn ich ein Jahr zu Hause bliebe. Für ein Kind kann es nicht gut sein, wenn die Mutter sich völlig verändert und in ihrem Charakter zurücknimmt. Aber es ist schwer, den Leuten das zu vermitteln.

Berben: Es ist ein Privileg, so arbeiten zu können wie Sie. Das haben nicht viele, die meisten müssen ihr Leben verändern für die Familie.

Reuter: In dieser Runde fehlt jemand, der aus nicht so privilegierten Umständen kommt wie wir. Das fängt schon mit dem Frühstück an. Wenn du morgens zur Schicht gehst, die Frau muss auch los, da hast du keine Zeit für die Kinder. Ich habe natürlich das Privileg des Rentners, meine Frau und ich frühstücken lange, lesen Zeitung und diskutieren über die Artikel.

Cheng Loew: Bei uns zu Hause war Zeitunglesen am Esstisch ein Tabu. Meine Mutter wollte, dass wir uns unterhalten, und wenn mein Vater in die Zeitung guckte, ermahnte sie ihn etliche Male, das nicht vor den Kindern zu tun. Momentan fällt mein Frühstück weg, ich arbeite oft bis nachts. Ich mache Filmproduktionen, ich filme selbst, setze die Lichter, ich schneide, bis ich es dann im Internet hochlade. Heute auch wieder, bis um vier Uhr.

Reuter: Dafür siehst du aber frisch aus.

ZEIT: Herr Reuter, Sie sind aus der Nachkriegsgeneration. Gefällt es Ihnen, wie junge Menschen wie Lea-Sophie Cramer ihre Familie planen?

Reuter: Ich finde das wunderbar. Ich habe aber auch noch nie verstanden, warum es schädlich sein sollte, sein Kind in die Krippe zu geben.

Berben: Heute fallen wieder Begriffe wie Rabenmutter oder Karrierefrau. Ich hatte geglaubt, das sei nach den Siebzigern vorbei. Bewegen wir uns denn zurück?

Cramer: Es gibt Wellenbewegungen. In der Sexualität ist das genauso. Meine Eltern waren sehr viel offener als wir heute. FKK war normal. Heute geht es in den Schlafzimmern viel konservativer zu als bei den 68ern.

ZEIT: Herr Reuter, haben Sie damals erwogen, Vateraufgaben zu übernehmen?

Reuter: Nein, Männer haben sich nicht um ihre Kinder gekümmert. Ich habe abends höchstens mal was vorgelesen.

Berben: Man hat ja auch in den Siebzigern und Achtzigern kaum Männer mit Kinderwagen auf der Straße gesehen.

Cramer: Mein Freund hat sich nach der Geburt zwei Monate freigenommen. Er erzählt, dass ihn alle Leute angestrahlt haben, wenn er mit dem Kinderwagen unterwegs war.

ZEIT: Bedauern Sie, dass Sie nicht in der heutigen Zeit Vater geworden sind?

Reuter: Ja, weil ich gelernt habe, dass ein Lebensentwurf essenziell gewinnt, wenn man Verantwortung für die nächste Generation übernimmt. Aber warum soll ich da jetzt lang und breit drüber nachdenken? Das ist die Vergangenheit, ich denke über die Zukunft nach.

ZEIT: Frau von Lange, was hätten Sie so einem Mann gesagt?

Von Lange: Ich wollte niemals ein Kind mit einem Papa haben, der morgens geht und abends wiederkommt. Von zu Hause wusste ich bereits, dass

Frauen genauso gerne arbeiten wie Männer, nur musste meine Mutter mittags ihre Arbeit im gemeinsamen Büro abbrechen, um sich um uns Kinder zu kümmern. Im Übrigen war sie eine große Anhängerin von Simone de Beauvoir. Mit ihren feministischen Gedanken wurde ich also großgezogen. So erschien es mir auch als absolut logisch, meine erste Tochter alleine großzuziehen. Was sich als keine gute Idee erwies. Den Vater meines zweiten Kindes habe ich also geheiratet und versucht, relativ bürgerlich zu leben. Wobei ich ununterbrochen gearbeitet habe und viel auf Lesereise war. Das war auch nicht optimal. Jetzt, in meiner zweiten Ehe, habe ich mich von »der Karriere« verabschiedet. Mein Mann und ich arbeiten beide zu Hause und kümmern uns gleichermaßen um unsere fünf Kinder.

Berben: Moment, du hast doch einen Beruf, dem du nachgehst.

Cramer: Ja, du hast eine Karriere! Schreiben!

Von Lange: In Ordnung, ich korrigiere mich: Ich bin keine Vollzeit arbeitende Mutter. Früher hätte ich gedacht, dass das nötig ist, um mich zu verwirklichen. Heute identifiziere ich mich nicht mehr so stark mit meiner Arbeit. Meine intakte Familie ist mir wichtiger.

ZEIT: In der Vermächtnis-Studie kam heraus, dass für die Deutschen aller Generationen Heirat als Ausdruck der Liebe nicht mehr wichtig ist. Frau Berben, Sie waren 30 Jahre mit einem Mann zusammen, haben aber auch nie geheiratet. Warum?

Berben: Ein Relikt aus dieser 68er-Zeit. Ich dachte: Bloß nicht abhängig machen von einem Mann. Und später hat es sich auch nicht mehr ergeben.

ZEIT: Und warum haben Sie, Frau von Lange, gleich zweimal geheiratet?

Von Lange: Ganz grundsätzlich fand ich die Idee, mit jemandem mein Leben zu verbringen, schön. Man verwechselt aber sehr schnell Form und Inhalt. Die Form gibt einem die Sicherheit, dass man die Liebe jetzt gefunden hat. Und so habe ich mich beim ersten Mal durch die Form versucht, bis ich verstanden habe, dass die Form nicht automatisch Verbundenheit bedeutet. Das zweite Mal habe ich geheiratet, als ich wusste, dass mein Mann und ich uns sehr verbunden sind und wir die Ehe als wunderschönes Symbol sehen, dass wir uns gefunden haben.

ZEIT: Frau Cramer, warum sind Sie nicht verheiratet?

Cramer: Ich habe einen sehr konkreten Lebensplan, schon immer gehabt. Dazu gehört, früh Kinder zu bekommen und zu heiraten. Mein Freund und ich sind aber beide sehr freiheitsliebend, wir haben sehr lange in unterschiedlichen Wohnungen gewohnt, obwohl wir über sieben Jahre zusammen sind, wir haben uns auch immer mal wieder getrennt und sind wieder zusammengekommen. Über Heirat haben wir gesprochen, es ist aber kein großes Thema gewesen. Uns hat es geholfen zu wissen: Man kann immer noch was anderes machen. Auch wenn wir nun natürlich einen viel engeren Bund haben mit dem Kind. Wir werden unser Leben lang die Eltern bleiben. Ich will gar nicht ausbüxen, aber ich fühle mich heute frei ohne Heirat.

ZEIT: Herr Loew, wollen Sie heiraten?

Loew: Ich plane das nicht. Wenn sich zwei Menschen finden, können sie heiraten, das ist doch schön. Aber es muss nicht passieren. Ich achte vor allem auf mich selbst, ich bin immer positiv. Wenn es kommt, dann kommt es.

ZEIT: Herr Loew ist aus der Generation YouTube, wenn man so will. Hat irgendjemand am Tisch verstanden, was er beruflich macht? Frau von Lange, was ist Snapchat?

Von Lange: Hmmmm ...

ZEIT: Und Instagram?

Berben: Ich möchte das lieber nicht erklären müssen. Dann feixt mein Sohn. Er sagt mir immer wieder, wie wichtig die sozialen Medien sind.

Reuter: Ich habe das alles ausprobiert, etwa Facebook. Aber ich finde es zu blöd, meine Zeit dafür zu verschwenden. Wobei jetzt, nachdem ich Cheng kennengelernt habe, werde ich mal YouTube ausprobieren.

Von Lange: Mein großer Sohn kennt Cheng. Es gab sogar mal eine Phase, in der er wie ein YouTuber geredet hat, und eine Phase, in der er Dinge nachgemacht hat, die er auf YouTube gesehen hatte, zum Beispiel: Zimt essen. Jetzt sammelt er Sneaker und guckt sich auf YouTube an, wie man die Schuhe richtig pflegt oder selbst gestaltet.

Reuter: Der sammelt Sneaker?

Von Lange: Zumindest so weit er mit seinem Taschengeld kommt.

Loew: Aber es ist doch interessant zu sehen, dass YouTube die Plattform ist, wo man am schnellsten Informationen erhalten kann. Man kann da vieles lernen, wofür man früher eine Ausbildung brauchte.

ZEIT: Was also ist Ihr Job, Herr Loew?

Berben: Da muss ich einmal fragen: Sagen Sie Job oder Arbeit? Also, ich habe keinen Job, darunter verstehe ich etwas Vorübergehendes. Ich arbeite!

Loew: Ich drehe Dokumentarfilme und mache auch gemeinnützige Dinge. Das ist meine Arbeit. Gerade kümmere ich mich auf Madagaskar um die Regenwälder. Dafür nutze ich meine Reichweite auf Twitter, Facebook, YouTube, Instagram, Snapchat.

ZEIT: Wie groß ist Ihre Reichweite?

Loew: Auf YouTube erreiche ich monatlich drei Millionen Menschen. Es hängt natürlich auch vom Thema ab. Pro Video habe ich etwa 120 000 bis 250 000 Views.

ZEIT: Sie machen auch Vlogs, so nennt man Videoblogs, und dokumentieren dafür Ihren Alltag mit einer Kamera. Was sieht man da?

Loew: Man kann an meinem Leben teilnehmen, ja. Ich bin zum Beispiel gerade umgezogen und gebe immer neue Updates, wie so ein Umzug funktioniert, welche Möbel ich mir anschaue.

Berben: Dafür braucht man jetzt jemanden, der einem das vormacht? So geht doch die Individualität verloren!

Reuter: Iris, man kann sagen: »Wie schrecklich.« Aber man kann auch sagen: »So ist es.«

ZEIT: Herr Reuter, Sie mussten als Vorstandschef von Daimler-Benz eine Krise bewältigen, die 80 000 Menschen den Arbeitsplatz kostete. Der Posten war sicher mehr als ein Job. Fehlt Ihnen die Verantwortung heute?

Reuter: Nein, ich konnte entspannt loslassen. Ich hatte immer einen Ausgleich. Den brauchte ich auch. Ich weiß, welche Konsequenzen eine Kündigung für eine Familie haben kann. Die Frage dahinter ist aber, wie wir als Menschen mit Problemen umgehen. Wirst du damit fertig, dass du selbst Fehler gemacht hast? Fühlst du dich eingebunden in die Gemeinschaft? Dann kommt man besser zurecht im Leben, auch ich.

ZEIT: Laut unserer Vermächtnis-Studie ist den Deutschen das Wir-Gefühl besonders wichtig ...

Reuter: Das hätte ich nicht gedacht! Ich will nicht generalisieren. Aber wer ist denn heute noch so höflich und hilft einer Frau in ihren Mantel?

Loew: Ich!

Berben: Mein Sohn auch!

Cramer: Tür aufhalten, Stuhl hinstellen – darüber freue ich mich riesig.

Von Lange: Ich finde das fantastisch mit dem Wir-Gefühl. Nur im Internet gibt es teilweise noch diese Kultur, sich verletzend zu äußern. Da fehlt offenbar noch das Wir-Gefühl, also dass da mit einem echten Menschen kommuniziert wird. Nur weil die Anonymität einen schützt. Das ist für mich ein Widerspruch.

Loew: Man muss das einordnen können. Das Schöne an dem neuen Medium ist aber ja, dass alle miteinander diskutieren und streiten können. Das ist hundertprozentig ehrlich, durch die Anonymität haben die Leute keine Hemmschwelle.

Berben: Schrecklich! Ich will doch meine Feinde kennen.

Loew: Aber wenn wir hier zusammensitzen, da sagt man vielleicht bestimmte Dinge nicht, aus Respekt. Damit meine ich nicht, dass ich nicht sage, was ich denke. Aber anonym wäre es einfacher.

ZEIT: Werden Sie selbst denn auch beschimpft?

Loew: Nein, bei meinen Videos sind weniger als ein Prozent der Bewertungen und Kommentare negativ. Das liegt auch daran, dass ich mich nicht mit den Themen beschäftige, die Angriffsflächen bieten, etwa Politik. Weil ich weiß, das würde meine Community spalten.

Cramer: Man muss nicht in die Politik gehen. Ich biete die Angriffsfläche. Einfach nur weil ich jung, blond und eine Frau bin und im Erotikbereich arbeite. Am Anfang war ich tief getroffen von den Kommentaren unter den Artikeln über mich.

Berben: Mein Büro hält die Hasskommentare von mir fern. Neulich hat sich jemand als Iris Berben ausgegeben. Das habe ich gemerkt, als mir Kollegen bei Dreharbeiten um den Hals gefallen sind, weil ich ihnen immer so unendlich nett und schnell antworten würde. Aber ich bin das nicht, ich nutze keine sozialen Medien.

Loew: Du solltest dem auf jeden Fall nachgehen und die betreffenden Seiten blockieren. Ich kann verstehen, dass du da nicht präsent sein möchtest, aber es wäre wichtig, diese Basis zu schaffen. Gerade wenn du medial präsent sein musst. Wofür auch immer das letzten Endes gut ist.

ZEIT: Was gefällt Ihnen daran nicht, Frau Berben? Als Schauspielerin arbeiten Sie doch auch damit, Bilder zu erzeugen, damit Magazine bestimmte Geschichten schreiben.

Berben: Da geht es um die Vermarktung meiner Arbeit, und das ist Teil des Berufes. Ich inszeniere mich nicht als Privatmensch. Und wenn Sie die Inszenierung auf dem roten Teppich meinen – das ist *part of the business.*

ZEIT: Das klingt, als würden Sie für Ihre Arbeit Opfer bringen. So geht es vielen. Unsere Studie hat ergeben, dass für die Deutschen Arbeit über allem steht – wenn sie sinnvoll ist. Herr Loew, Sie filmen sich beim Umzug. Ist das sinnvoll?

Loew: Definitiv. In meinen Videos betreibe ich Entertainment, versuche die Leute glücklich zu machen. Das ist meine buddhistische Ader.

ZEIT: Frau Cramer, Sie verkaufen Sexspielzeug.

Cramer: Ich habe das Gefühl, dass wir damit wirklich etwas bewegen. Ein glückliches, ausgefülltes Liebesleben macht einen glücklichen, ausgewogenen Menschen macht eine glückliche, ausgewogene Beziehung. So. Das ist der Sinn.

ZEIT: Es heißt immer, die Generation Y wünsche sich eine Balance zwischen Arbeit und Leben.

Cramer: Bei mir gibt es keine Work-Life-Balance. Der Begriff unterstellt, dass Leben und Arbeit gegensätzlich sind. Das habe ich aber noch nie so empfunden. Ist das karrieristisch? Ich weiß nicht. Ich weiß nur, dass es mir von Anfang an unglaublich wichtig war, mich in der Arbeitswelt zu verwirklichen.

Reuter: Wir fünf an diesem Tisch sind ganz schön abgehoben. Was ist mit der Verkäuferin bei Edeka? Empfindet die das als sinnlose oder sinnvolle Arbeit? Das hängt doch damit zusammen, ob es dem Unternehmen oder der Gemeinschaft gelingt, ihr das Gefühl zu geben, dass sie zu einem gemeinen Wohl beiträgt. Erst dann geht ein Mensch nach Hause und hat das Gefühl, etwas Sinnvolles gemacht zu haben. Sonst geht er nach Hause und besäuft sich. Oder prügelt sich mit seiner Frau.

Berben: Wenn ich in Wien bin oder in Italien, sehe ich immer, mit welcher Leidenschaft und mit welchem Stolz die Kellner bedienen. In Deutschland hat man das Gefühl, jemand macht hier etwas unter seiner Würde. Aber wer hat dieses Gefühl vermittelt, dass das minderwertig ist, ein Kellner zu sein, ein Schreiner, eine Verkäuferin?

Von Lange: Ich denke dennoch, dass jeder seinen ureigenen Lebenssinn spüren muss. Wenn ich den Abwasch mache, macht das Sinn. Nicht weil dann die Küche sauber ist oder die Kinder sagen: Meine Mama kann toll abwaschen. Sondern weil ich in diesem Moment abwasche. Das ist mein Leben. Mal verkauft sich ein Buch nicht, mal schreibt mein Kind eine Fünf in der Mathearbeit, mal scheitert eine Ehe. Es hilft nichts zu sagen: Das darf in meinem Leben nicht passieren. Es passiert.

Berben: Für viele Menschen besteht doch leider der Sinn ihrer Tätigkeit darin, die Miete zu bezahlen. Das ist ja selten ein Wunschberuf.

ZEIT: War das nicht auch bei Ihren ersten Rollen so, Frau Berben? Sie haben ja nicht als Star angefangen, der sich die Rollen aussuchen kann.

Berben: Als junges Mädchen wollte ich Jura studieren. Ich habe mich als eine Art Robin Hood gesehen. Die Stimme der Stimmlosen, das Ohr der Gehörlosen. Doch ich schaffte das Abitur nicht, jobbte ein bisschen rum, spielte ein paar Rollen und wurde plötzlich von Uwe Nettelbeck, dem damaligen Kritikerpapst der *ZEIT,* entdeckt. Jahrelang habe ich mir gesagt: Ich drehe, weil mein Kind da ist und ich Geld brauche, aber dann möchte ich studieren, einen wirklichen Beruf erlernen.

ZEIT: Schauspielern ist kein richtiger Beruf?

Berben: Das Filmen fiel mir so leicht, deshalb dachte ich, das kann keine richtige Arbeit sein. Eine faule, faule Sau war ich. Ich habe lange nicht für mich in Anspruch genommen, dass meine Arbeit sinnvoll ist. Menschen zu unterhalten, ihnen Fragen zu stellen, ihnen Themen zu geben, über die man lachen, weinen, reden kann. Es hat gedauert, bis ich darin meine Aufgabe gesehen habe.

ZEIT: Sie sind 65, warum arbeiten Sie weiter?

Loew: Weil es kein Job ist. Sondern Arbeit. Ein Teil des Lebens.

Berben: Genau. Ich habe gerade meinen Rentenbescheid bekommen, wenig für 45 Jahre Arbeit. Ich habe genug verdient, um aufhören zu können. Aber die Schauspielerei gehört einfach zu meinem Leben, ich mache das so leidenschaftlich, es ist ein gesunder Beruf. Du gehst in so viele unterschiedliche Menschen und Figuren und versuchst Schnittstellen zu finden. Das hat mir den Psychiater erspart, den ich ansonsten ziemlich sicher nötig hätte.

ZEIT: Einer der wenigen Unterschiede der Generationen besteht laut der Vermächtnis-Studie darin, dass die 68er viel mehr Interesse an Politik und Kultur hatten als alle anderen.

Berben: Ja, wir waren die Generation, die immer auf die Straße ging. Aber ich verstehe nicht, warum heute keiner von den Jungen aufschreit. Meiner Meinung nach bricht die Gesellschaft gerade auseinander. Wenn man die Bilder von Flüchtlingen sieht und die Kommentare liest und das Programm der AfD, das keines ist, und dann sagt deren Vorsitzende, dass man auf Menschen schießen darf! Ich kann das fast nicht beschreiben, was wir hier erleben.

Loew: Es gibt in der Gesellschaft einfach ein Grundgefühl von Unzufriedenheit. Sobald die Unzufriedenen sich verstanden fühlen, lassen sie sich von Bewegungen mitziehen und fühlen sich in deren Gemeinschaft wohl.

Berben: Aber wenn Häuser brennen und Menschen verletzt werden, dann kann man doch nicht dastehen und sagen, dass man sich wohlfühlt?

Reuter: Es geht hier aber doch viel eher um das politische Desinteresse der Generation Y, warum die nichts dagegen tut. Das ist einfach zu erklären. Lange Zeit sind viele Menschen in dem Gefühl groß geworden, dass es uns gut geht und sogar jeden Tag noch besser. Und nun kommt plötzlich eine völlig unerwartete und noch nie vorher erlebte Krise. Das trifft auf Leute, die sich nie engagiert, nie für Politik interessiert haben. Man kann über die 68er sagen, was man will. Die haben häufig falsche Lösungen gefunden. Aber die haben sich gestritten und engagiert und diskutiert.

Berben: Wir waren manchmal einfach nur dagegen.

Reuter: Aber trotzdem engagiert. Das ist verloren gegangen durch die Phase, in der alle nur interessierte, wohin der nächste Urlaub geht. Deshalb sind Pegida und AfD plötzlich da. Weil die sagen: Da bricht unsere Welt zusammen! Da müssen wir grundsätzlich was machen! Das hat aber mit Politik nichts zu tun, das ist Stimmungsmache, die hauen einfach nur drauf. Wie Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre.

Cramer: Da ist schon ein bisschen was dran. Wir interessieren uns für Politik, aber es lief eben sehr gut. Die 68er haben da einiges gemacht. Meine Mutter war ununterbrochen auf der Straße. Mit mir. Ich habe Frauenrechte erkämpft, ohne dass ich es wusste. Unsere Generation hat das Gefühl, dass es läuft. Man verspürt noch nicht die Dringlichkeit, sich persönlich positionieren zu müssen.

Loew: Die Gesellschaft hat das Thema Flüchtlinge doch auch satt. Weil es so extrem breitgetreten wurde. Abgesehen davon glaubt die junge Generation, dass die Meinung des Einzelnen nicht viel Einfluss hat. Viele aus meinem Umfeld gehen auch nicht mehr wählen. Denen ist gar nicht bewusst, dass sie damit einer rechten Partei ihre Stimme geben.

ZEIT: Als *social influencer,* wie Sie sich selbst bezeichnen, könnten Sie Ihre Follower ja aufklären.

Loew: Das ist richtig. Aber wie bei Religion gibt's dann eben die Gefahr, dass ich meine Community spalte und meine Karriere an die Wand fahre.

Berben: Aushalten! Aushalten!

ZEIT: Ist diese junge Generation zu feige?

Reuter: Die politisch verantwortlichen Kreise haben nicht verstanden, dass Politik ein unverzichtbares Element jeder Demokratie ist. Kontroversen werden nur noch für die nächsten Wahlen inszeniert, und die wahren Probleme werden nicht angesprochen. Kein Wunder, dass die Jungen denken, dass ihnen niemand die Wahrheit sagt. Doch nun nähern wir uns einer Krise. Brauchen wir die, um aufzuwachen? Das wäre schrecklich.

Von Lange: Aus der eigenen Erfahrung heraus weiß ich, dass es Zeiten im Leben gibt, in denen man eher über den Tellerrand schaut. Die Pubertät ist bestimmt nicht eine solche Zeit, da hat man damit zu tun, sich selbst zu verstehen, Beziehungen zu verstehen, sich vom Elternhaus zu lösen. Es sei denn, die Bewegung ist so groß wie in den 68ern. Das war sexy.

Berben: Sexy! Ich bin wirklich gerne sexy, aber ich mag den Begriff hier nicht. Der verleugnet die Notwendigkeit, aus der die 68er entstanden sind. Wenn heute über diese Zeit geredet wird, geht es reflexartig um Terror oder den freiheitlichen Sex. Sie ist aber ganz anders entstanden.

ZEIT: Zum Beispiel in Kommunen. Genau so eine würden wir als Gedankenexperiment gerne zum Ende des Gespräches mit Ihnen gründen. Eine Mehrgenerationen-WG. Doch bevor wir einziehen, müssen wir ein paar Aufgaben klären: Wer putzt, wer kocht, wer kümmert sich um die Finanzen? Wem vertrauen Sie Ihre Sorgen an? Wer kümmert sich ums Baby, und wer hilft den Älteren?

Cramer: Müssen wir die Aufgaben selbst machen?

ZEIT: Outsourcen gibt es nicht.

Reuter: Cheng macht die Finanzen.

Loew: Nee, definitiv nicht.

Reuter: Okay, dann Lea, die Unternehmerin.

Cramer: Ich würde mich schon ganz gerne um mein Baby kümmern. Aber wenn ich schon dabei wäre, kann ich mich auch den Älteren widmen.

Berben: Ich würde unheimlich gerne für euch kochen. Und ich habe jederzeit ein offenes Ohr und Herz, wenn mir jemand etwas erzählen möchte.

Cramer: Oh, und Alexa, du wärst sicher auch toll mit dem Baby.

Von Lange: Kümmere ich mich gerne drum. Ich kann aber auch gut mit Finanzen umgehen.

ZEIT: Und wer putzt?

Von Lange: Ich putze gerne.

Loew: Ich auch.

Reuter: Dann sind wir schon zu dritt.

Cramer: Sie würden auch putzen?

Reuter: Natürlich!

Berben: Ich könnte auch putzen, aber ich kann nicht gut bügeln.

Loew: Ich glaube ja, dass wir einfach alle alles gut können. Deshalb müssen wir die Aufgaben nicht fest verteilen.

Reuter: Sehr gut, sehr gut.

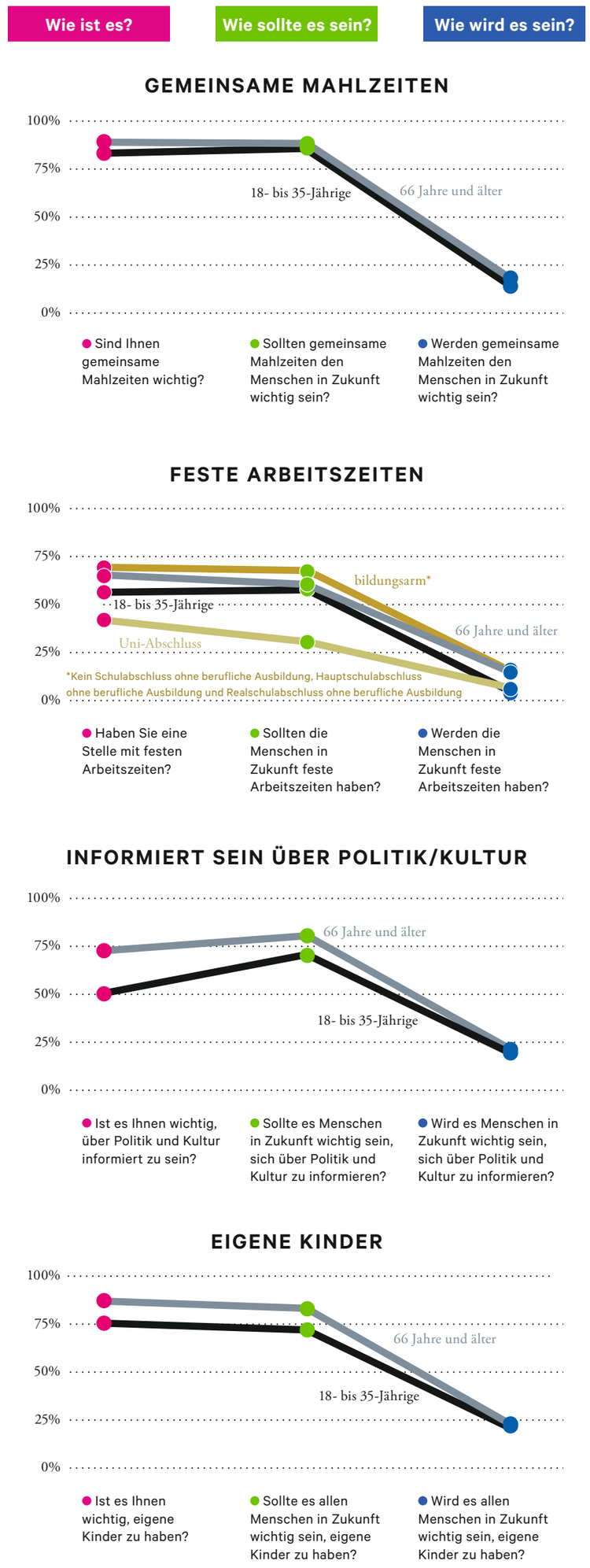
Cramer: Ja! Jede Woche alles umschmeißen!

Berben: Als Team arbeiten!

ZEIT: Dann wird es jetzt so gemacht.

Das Gespräch führten **Rudi Novotny** und **Leonie Seifert**

Was Jung und Alt wichtig ist



HINTER DER GESCHICHTE

Leitfrage: Wie unterscheiden sich die Generationen? Was halten die Jüngeren von den Älteren – und umgekehrt?

Dauer: Vier Stunden inklusive Fotoshooting. Die Organisation dauerte länger: Finde fünf spannende Menschen aus fünf Generationen, die alle am selben Tag Lust haben, in Berlin zu diskutieren. Einen Monat dauerte die Suche.

Herausforderung: Die fünf Gesprächsteilnehmer zum Streiten zu bringen. Dachten wir. Aber es ging gut los: Edzard Reuter erklärte Cheng Loew schon vor dem Gespräch, dass dessen Tattoos im Alter kein Quell der Freude mehr sind.

CHANCEN per Mail

Was tut sich in der Hochschulpolitik? Was bewegt die Scientific Community? Antworten gibt es im Newsletter CHANCEN Brief, jeden Montag und Donnerstag. Zu abonnieren unter **www.zeit.de/chancen**